

WOCHE-REPORTER

Schicksal Tee

Für die gute Tasse, die wir genießen, arbeiten andere für Hungerlöhne. Im Hochland von Sri Lanka plagen sich vor allem Frauen auf den Plantagen.

Text und Fotos von David Wünschel

Thagvelee Pushparanee ist die Älteste in ihrer Gruppe. Sie ist 53 Jahre, die meisten ihrer Kolleginnen sind kaum über vierzig. Seit dem frühen Morgen steht sie nun schon an den Teesträuchern. Die Luft ist heiß und feucht. Mit flinken Fingern zupft sie die hellgrünen Blätter von den Pflanzen und stopft sie in den Plastiksack auf ihrem Rücken.

Sie trägt keine Schuhe, aber einen langen Rock, einen Schal und ein langärmeliges Hemd. Wegen der vielen Mücken, wie sie sagt. Die sind allgegenwärtig. Ihre Arme sind kräftig, die Finger dreckig, blutig und zerstoßen. Thagvelee ist eine der besten Pflückerinnen der Plantage.

An vielen Tagen hat sie mehr als 18 Kilogramm im Sack. Heute wird sich der Zeiger der Waage unten am Sammelplatz nach acht Stunden Arbeit bei nur 16 Kilogramm einpendeln. Dafür bekommt sie 805 Rupien. Umgerechnet sind das etwas mehr als vier Euro. Teepflücken ist in Sri Lanka eine Arbeit für gestandene Frauen.

Die Pflückerinnen in Thagvelees Gruppe sind allesamt Hochlandtamilinnen. Sie sind Nachfah-

ren von Arbeitern, die im 19. Jahrhundert aus Indien einwanderten, um auf den Plantagen der Engländer zu arbeiten. Die Kolonialherren verließen das Land vor siebzig Jahren. Die Arbeit blieb. Tee ist heute ein Milliardenbusiness und das wichtigste Handelsgut des Landes. Er gibt rund einer Million Menschen der Inselnation einen Job. Jeder Vierte von ihnen arbeitet in einer der Plantagen. Die meisten der Pflücker sind Hochlandtamilinnen – und die haben es schwer.

Die singhalesische Regierung sprach vielen der Tamilen nach der Unabhängigkeit 1948 die Staatsbürgerschaft und das Wahlrecht ab. Es kam zu Konflikten, Terror und einem jahrelangen Bürger-

krieg. Erst nach der Jahrtausendwende wurden viele der Tamilen als vollwertige Bürger anerkannt. Seit zehn Jahren sind die bewaffneten Konflikte beendet. Doch die Probleme blieben.

Hunderttausende Tamilen leben noch immer in den armen bergigen Regionen. Das Leben hier ist hart, die Verhältnisse sind schwierig. Denn viele der Dörfer bestehen aus nicht mehr als ein paar Baracken aus Holz. Oft stammen die noch aus Zeiten der Kolonialherren. Sie sind alt und halb verfallen. Sie gehören den Besitzern der großen Teefirmen, und die pflegen rauhe Sitten.

Sie werfen die Bewohner raus, sobald die nicht mehr in den Plantagen arbeiten. In den Häusern

ist wenig Platz. Keine Kochstellen, keine Latrinen, Duschen oder Bäder gibt es nicht. Hunderttausende Menschen im ganzen Land leben so. Auch Thagvelee wohnt in einem solchen Dorf. In Poonagalla stehen zwischen Teefeldern drei alte Häuser – für 80 Menschen.

Es riecht nach Rauch; über die Straße rennen Hühner; ein grauer dreibeiniger Hund hinkt zwischen den braunen Pfützen umher. Thagvelee teilt sich mit sieben Verwandten ein Haus. Das hat kaputte Fenster, keine Tür und drei Räume. In denen steht nichts als ein Schrank, ein Stuhl und ein Tisch. Die Zimmerdecken sind fleckig, fließend Wasser gibt es nicht.

Acht-Stunden-Tag in der Plantage: Thagvelee Pushparanee bei der Arbeit.





Wenn die Zeit der Tee-Ernte angebrochen ist, steht Thagvelee faktisch vier Wochen am Stück in der Plantage. Sie pflückt die jungen Triebe samt Knospe und zwei Blättern. „Two leaves and a bud“, wie die Engländer einst sagten. Sie mochten das und lassen es sich heute noch viel kosten.

Thagvelee verdient in den Monaten der beiden Haupterntezeiten kaum 18 000 Rupien oder 95 Euro. Einen Teil des Geldes legt sie zurück fürs Alter; einen Teil muss sie in die Rückzahlung eines Kredits stecken; so bleibt ihr fürs tägliche Leben kaum die Hälfte des Lohns.

Wenn sie von der Arbeit abends nach Hause kommt, kocht sie für die Familie. Nachts schläft sie auf einer Bastmatte auf dem Betonboden. Auf die Frage, was ihr wertvollster Besitz sei, sagt sie: „Nichts.“ Da von ihren sechs Kindern erst vier verheiratet und die anderen beiden noch klein sind, wird sie weiterarbeiten müssen – bis sie sechzig ist. Der Tee ist ihr Schicksal.

Der Großteil der Dörfer in den Bergen sieht aus wie Poonagalla, sagt Michael Kreitmeir. Er ist 61

Straße eines typischen Teedorfs (oben); der Rücken einer Frau ist von der jahrelangen Arbeit gekrümmt (unten).

Jahre alt, arbeitete früher mal als Filmemacher in Europa, heute lebt er im Hochland von Sri Lanka. Ende der neunziger Jahre ließ er sein altes Leben hinter sich und begann ein neues. Nun kümmert er sich hier um Kinder in Not. Er baute ihnen ein Dorf namens „Mahagadera“. In ihm leben jetzt hundert Jungen und Mädchen.

„Ich bin jeden Tag mit den Problemen der Hochlandtamilen konfrontiert“, sagt er. Sie werden von vielen Behörden behandelt wie Bürger zweiter Klasse – und viele von ihnen fühlen sich auch so. Das liege wohl auch daran, dass die Hochlandtamilen als marginalisierte Minderheit gelten, sagt Kreitmeir.

Sie fühlen sich weder den in Sri Lanka dominierenden Singhalesen zugehörig noch der einheimischen tamilischen Minderheit. Die lebt vor allem im Norden und Osten des Landes. Die Tamilen im Hochland leben im Herzen der Insel. Sie sind von den anderen faktisch getrennt. Während des blutigen Bürgerkriegs hielten sie sich so auch zurück und spielten kaum eine Rolle.

Heute aber sind sie ärmer und haben weniger Chancen als andere im Land, schrieb kürzlich die britische Wochenzeitschrift „The Economist“. Tee ist zwar das mit Abstand wichtigste Handelsgut der Insel. Dennoch verfallen die Dörfer der Pflückerinnen in den Bergen seit Generationen. Die Bewohner fühlen sich missachtet und oft auch diskriminiert.

Sie haben keine Wahl

Am meisten bekommen das die Frauen und Mädchen zu spüren. Rund 90 Prozent der Hochlandtamilen sind Hindus. In deren Kultur haben Frauen ihren Gatten zu gehorchen. Wer sich nicht unterordnet, wird bestraft oder gar misshandelt. Unter den Helferinnen im Kinderdorf seien immer wieder Frauen, sagt Michael Kreitmeir, die am Körper blaue Flecken hätten. Gewalt ist ihr ständiger Begleiter – und nicht nur die.

Weil die Mädchen jungfräulich in die Ehe gehen sollen, werden sie von ihren Eltern oft im Teenager-Alter verheiratet. Sie haben kaum eine Wahl, bekommen rasch Kinder und leben ein Leben wie im Schatten. Wenn sie diesem Schicksal entgehen wollen, verweigern sie sich, haben dann aber auch keinen Mann, keinen Schutz und gelten in vielen Familien als wertlos.

Die Männer arbeiten traditionell nicht als Tee-pflücker. Sie suchen in den Städten nach Arbeit. Auf dem Bau oder in den Fabriken. Nicht jeder von ihnen kommt in sein Dorf zurück, wenn er einen Job gefunden hat. Ihre Frauen, die in der tamilischen Kultur traditionell in der Familie des Mannes leben müssen, wohnen dann mit den Kindern bei den Schwiegereltern. Oft ist das eine Qual, für viele ist es eine Pein.

„Ich wollte mich damals vergiften. Meine Kinder sagten, dass sie mit mir sterben wollen. Nur mein Ältester wollte nicht.“

Wie sich ein solches Leben anfühlt, weiß Bawani Daramaligam. Sie ist 49 Jahre alt, Großmutter und eine energische Frau. Einst hatte sie nach der dritten Klasse die Schule verlassen. Sie musste sich um die Kinder einer Verwandten kümmern, deren Vater kurz zuvor gestorben war. Mit 18 heiratete sie und bekam vier Kinder. Bawani führte eine unglückliche Ehe. Voller Schläge und Gewalt. Die hörten erst auf, als ihr Mann starb. Da war sie 13 Jahre mit ihm verheiratet. Gleich nach seinem Tod warfen ihre Schwiegereltern sie samt ihrer vier Kinder aus dem Haus.

Ein Kreislauf von Not und Gewalt

Bawani stand auf der Straße und wusste nicht, wohin. Sie ging in eine der Plantagen und fand dort einen Job. Als Pflückerin. Für 200 Rupien am Tag erntete sie Tee. Wochen-, monate- und jahrelang. Doch das Geld reichte nicht aus. Die Kinder hatten ständig Hunger. Bawani war verzweifelt.

„Ich wollte mich damals vergiften“, sagt sie heute. „Meine Kinder sagten, dass sie mit mir sterben wollen. Nur mein Ältester wollte nicht.“ Er setzte sich durch. Sein Wille hat Bawani und ihre Kinder gerettet. Vier Jahre nach dem Tod ihres Mannes stand sie dann am Tor von „Mahagadera“. Ihr letzter Ausweg.

Sie bekam einen Job und stand fortan in der Küche. Sie half beim Kochen und beim Waschen. Das Dorf gab ihren Kindern ein Zuhause. Heute leitet Bawani hier das Bubenhaus. Ihr Sohn Mikel hat gerade seine letzte Prüfung in der Schule bestanden. Mit Bravour. Er ist einer der besten Schüler in der ganzen Provinz. Nun soll er studieren. Später will er im Tourismus arbeiten. Bawani ist stolz auf ihn und auf ihr neues Leben. „Heute“, sagt sie, „bin ich frei, und die Leute respektieren mich.“ Bei der Hochzeit einer ihrer Töchter aber durfte sie nicht in der ersten Reihe stehen – weil sie Witwe ist. Die Bräuche hier wollen es so.

Kreitmeir sagt, viele der Kinder im Dorf stammten aus ärmlichsten Familien. Früher seien vor allem Kriegswaisen zu ihm gekommen, heute seien zwei Drittel der Kinder sogenannte Sozialwaisen aus den Teedörfern. „Wenn sie zehn oder zwölf Jahre alt sind und keinen Vater haben, der sie be-

schützt, sind sie nicht mehr sicher.“ In seiner Hilfsorganisation „Little Smile“ erhalten die Kinder eine Ausbildung. Sie sollen nicht nur Rechnen, Schreiben und Lesen lernen, sondern auch ein selbstbestimmtes Leben.

Mittlerweile weigern sich in den Bergdörfern viele junge Menschen, auf den Plantagen für einen Hungerlohn zu schufteln. Nur noch wenige lassen sich darauf ein. Die meisten verlassen ihre Mütter. Sie gehen in die Städte und suchen dort nach Arbeit. Noch ist das für die Plantagenbesitzer kein Problem. Denn noch gibt es genug ältere Frauen wie Thagvelee, die das wenige Geld, das ihnen das Pflücken der Teeblätter einbringt, dringend brauchen.

Ein Hilfsprogramm für die Ärmsten der Armen

Die Armut in den Dörfern und die Misere auf den Plantagen führten dazu, dass die Hochlandtamilen allenfalls am Rand der Gesellschaft leben. Erst seit dem Wahlsieg von Maithripala Sirisena vor drei Jahren scheint sich das zu ändern. Für das Hochland gibt es nun ein eigenes Ministerium, und das hat auch Geld.

Der Minister kündigte vor zwei Jahren an, alles in allem 690 Millionen Dollar zu investieren und Zehntausende neue Häuser für die Familien am Rande der Plantagen zu bauen. Laut Angaben der Regierung sind rund 160 000 Gebäude nötig, um die verfallenden Baracken in den alten Teedörfern zu ersetzen. Dieser Plan gilt als erster Schritt auf einem noch langen Weg aus Not und Armut. Für Thagvelee Pushparanee aber kommt er wohl zu spät.

Sie wird sich noch ein paar Jahre bis zum Erreichen ihrer kümmerlichen Rente Tag um Tag für wenig Geld die Hände blutig pflücken müssen – um ihre beiden jüngsten Kinder großzuziehen; um ihren alten Kredit abzuzahlen; und um jeden Abend etwas Essen auf dem Tisch zu haben. Einen Ausweg gibt es da nicht. Sie weiß das und trägt es mit Würde. ■

Die Pflückerinnen bringen am Abend ihre Ausbeute zum Wiegen. Mehr als ein paar Euro sind nicht drin.

